



Gleichheit

Wie weit vom Stamm fallen die Äpfel?

Einige Überlegungen und empirische Befunde zur Bildungsreproduktion

Der moderne Sozialstaat tritt mit einem Versprechen an: Die Lebenschancen der Menschen sollen nicht von ererbten Ressourcen abhängen. Die individuelle Leistung soll mitbestimmen, wie gut man lebt. Zwar wird die Vererbung von materiellen Gütern, Geld, von Liegenschaften und Sachwerten meist nicht wirklich angetastet. Dafür soll aber ein Kanal zum sozialen Aufstieg zur Verfügung stehen, der es den Tüchtigen erlaubt, es auch mal »zu Etwas zu bringen«. Diesem Kanal entspricht gemäss landläufiger Auffassung das öffentliche Bildungswesen. Wie offen ist dieser Kanal in der Schweiz tatsächlich? Wie sieht es hier zu Lande überhaupt mit der Vererbung von Bildung aus?

In unserer Gesellschaft, die sich ja auch Wissensgesellschaft nennt, sind gute Lebenschancen eng mit (formellen) Bildungsressourcen verknüpft: Bildung schafft einen legitimen Anspruch auf Teilnahme an denjenigen Gütern, die als zentral gelten: Einkommen und privilegierte Arbeitsbedingungen. Wie OECD-Studien zeigen, laufen Menschen ohne abgeschlossene Sekundarschulbildung bedeutend häufiger Gefahr, arbeitslos zu werden, als solche mit abgeschlossener Sekundarschulbildung (OECD, 2001). Und umgekehrt verringert eine abgeschlossene Berufslehre das Armutsrisiko um fast die Hälfte (Bauer & Streuli, 2001).

Wie wirkt sich die soziale Herkunft auf die schulischen Leistungen aus?

Für die Schweiz liegen nicht viele neue Studien zur Wirkung der sozialen Herkunft auf die schulischen Leistungen vor. Das Thema scheint seit dem Höhepunkt der entsprechenden sozialpolitischen Diskussionen in den 1970er-Jahren an Relevanz verloren zu haben. Immerhin gibt es die Studie

Prof. Dr. phil. I Ruth Gurny

1948. ist Leiterin Forschung und Entwicklung der Hochschule für Soziale Arbeit Zürich (HSSZA) in Dübendorf. Ihre Spezialgebiete sind Soziologie und Sozialpolitik, Altersfragen, Interkulturalität.

Prof. lic. phil. I Rolf Nef

1948. ist Dozent an der HSSZA mit verschiedenen Spezialgebieten, darunter Arbeit/Erwerbstätigkeit, Armut, Bildung/Weiterbildung, Migration/Multikulturalismus.

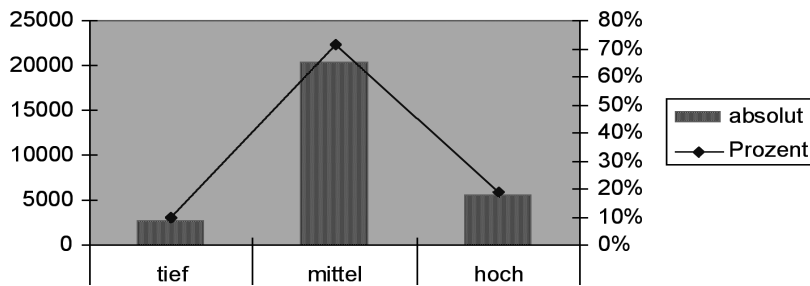
TREE (Transition von der Erstausbildung ins Erwerbsleben), die zeigt, dass die soziale Herkunft in der Schweiz nach wie vor einen starken Einfluss darauf hat, wer Zugang zu welchen nachobligato-



rischen Ausbildungen erhält (Bundesamt für Statistik & Erziehungsdirektorenkonferenz, 2003)¹. Auch weitere Studien, die von Coradi Vellacott und Wolter (2005) zusammengestellt wurden, zeigen mit aller Deutlichkeit die Wirkung der sozialen Herkunft auf die schulische Leistungsfähigkeit der Schülerinnen und Schüler und damit deren weiteren Ausbildungsweg. Das gilt auch für die Schweizer Daten zur »IEA Reading Literacy Study«, die sich mit der Leseleistung befasst, das heisst der linguistischen und kognitiven Kompetenz zur Verarbeitung von schriftlicher Sprache. Und dasselbe gilt für die TIMSS genannte Studie, die Leistungen in Mathematik untersuchte (Moser & Notter, 2000).

Im Sinne einer exemplarischen Illustration zeigen wir nachfolgend, welcher Zusammenhang zwischen dem zuletzt erreichten Bildungsstatus und der sozialen Herkunft der im Kanton Zürich wohnhaften 17- bis 19-jährigen Jugendlichen besteht.² Wir gehen davon aus, dass die »klassischen Statusmerkmale« der Eltern (hier insbesondere der Väter) ihre bekannten Auswirkungen auf den Bildungserfolg der Kinder haben³. Wir interessieren uns zusätzlich für die Frage, ob diese Auswirkungen in den verschiedenen Migrationsgruppen gleich sind, oder ob sich systematische Unterschiede ausmachen lassen. Die Daten beziehen sich auf die Volkszählungen der Jahre 1990 und 2000. Im Zentrum steht die Frage nach dem zuletzt erreichten Bildungsstatus. Ein tiefer Bildungsstatus bedeutet, dass die Jugendlichen die Bildungsinstitution nach Abschluss der obligatorischen Schulzeit ohne schulische Anschlusslösung verlassen haben. Dazu gehören aber auch diejenigen Jugendlichen, die sich entweder aufgrund von Repetitionen noch in der Sekundarstufe I befinden oder eine Übergangslösung im Sinne eines 10. oder gar 11. Schuljahres auf tiefem Niveau absolvieren⁴. Einen mittleren Bildungsstatus erreichen diejenigen, die eine Berufslehre absolviert haben oder absolvieren. Über einen hohen Bildungsstatus verfügen schliesslich jene Jugendlichen, die eine Ausbildung auf Sekundarstufe II mit erweiterten und

Die 17- bis 19-Jährigen des Kantons Zürich, unterteilt nach ihrem zuletzt erreichten Bildungsstatus (Jahr: 2000).





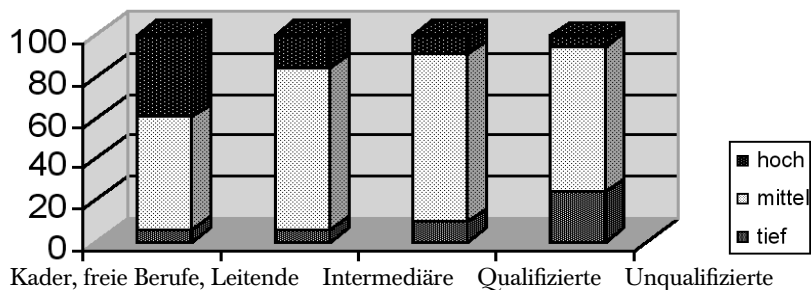
Gleichheit

höheren Ansprüchen absolvierten oder absolvieren respektive sich bereits in einer Tertiärausbildung befinden.

Im Jahr 2000 lebten 28'574 Jugendliche im Alter zwischen 17 und 19 Jahren im Kanton Zürich. Sie verteilten sich wie folgt auf die verschiedenen Bildungsstufen:

Wie sieht es nun aus mit der Reproduktion des Bildungsstatus? Die folgende Darstellung zeigt die Verteilung der Jugendlichen auf die verschiedenen Bildungsniveaus in Abhängigkeit der sozioökonomischen Gruppe ihrer Väter:

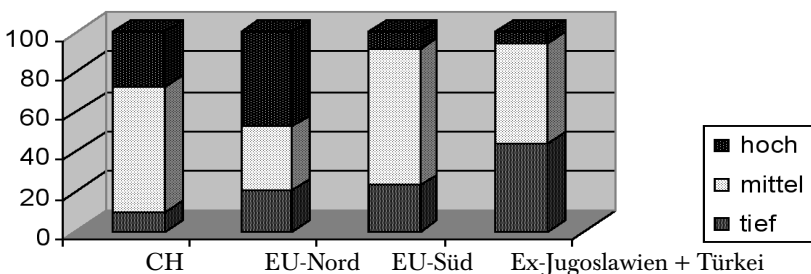
Der zuletzt erreichte Bildungsstatus der 17- bis 19-Jährigen im Kanton Zürich, verglichen mit der sozioökonomischen Gruppe des Vaters (Jahr: 2000, %).



Jugendliche, deren Väter als Unqualifizierte arbeiten, befinden sich im Vergleich zu Kindern aus der obersten sozioökonomischen Kategorie viermal häufiger in der untersten Bildungsstufe. Demgegenüber befinden sich Jugendliche, deren Väter zur höchsten sozioökonomischen Gruppe gehören, achtmal häufiger in der obersten Bildungsstufe. Eine gewisse Annäherung zwischen den Herkunftsmilieus findet lediglich in der mittleren Bildungsstufe statt.⁵

Bei der folgenden Grafik liegt das Augenmerk auf der Frage, wie es mit dem Erfolg der Jugendlichen der verschiedenen Immigrationsgruppen in der Bildungsinstitution steht. Aufgeschlüsselt nach Nationalität zeigt sich folgendes Bild:

Zuletzt erreichter Bildungsstatus von 17- bis 19-Jährigen im Kanton Zürich, verglichen nach Herkunftsregion (Jahr: 2000, %).

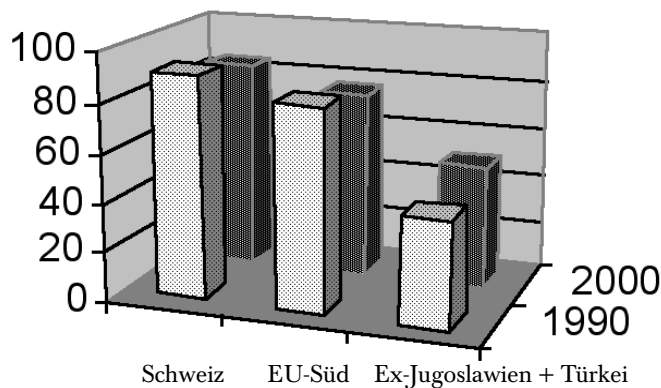




Die Darstellung zeigt, dass die Jugendlichen aus der Schweiz und EU-Nord in den hohen Bildungsstufen überrepräsentiert sind. Demgegenüber schneiden die Jugendlichen aus dem Raum Ex-Jugoslawien und Türkei besonders schlecht ab. Jugendliche aus dem Raum EU-Süd bilden eine mittlere Gruppe und sind insbesondere in der mittleren Bildungsstufe, dem traditionellen Weg über die Berufslehre, sehr stark vertreten. Der Unterschied zwischen den Jugendlichen aus dem Raum EU-Süd und der Region Ex-Jugoslawien/Türkei überrascht, denn bezogen auf die sozio-ökonomische Herkunft (Bildungsstatus und sozio-ökonomische Gruppe des Vaters) würde man allenfalls eher das Umgekehrte erwarten (siehe nachfolgende Grafiken).

Offenbar gelingt es den Jugendlichen aus dem Raum EU-Süd besser als den Gleichaltrigen aus Ex-Jugoslawien und der Türkei, ihren sozialen Herkunftsraum zu verlassen und sozial mobil zu werden. Die folgende Grafik zeigt die unterschiedlichen Bildungsmobilitätsquoten der Jugendlichen nach Nationalität für die Jahre 1990 und 2000: Die intergenerationelle Bildungsmobilität (Vater: tiefe Bildung, Jugendliche: mehr als tiefe Bildung) war 1990 bei den Schweizer Jugendlichen und ihren KollegInnen aus dem EU-Südraum relativ ausgeprägt, bei den Jugendlichen aus Ex-Jugoslawien und der Türkei aber relativ schwach. Auch im Jahr 2000 finden wir diese Unterschiede, allerdings in etwas abgeschwächter Form:

Intergenerationelle Bildungsmobilität von Jugendlichen, verglichen nach Herkunftsregion (Jahre 1990 und 2000).



Der starke Einfluss der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Herkunftsregion auf den Bildungserfolg und vor allem auf die intergenerationelle Mobilität kann auf verschiedenen Wegen zustande kommen. Es ist möglich und nahe liegend, dass es bei bestimmten Nationalitätengruppen weitere strukturelle Ressourcenfaktoren gibt, die sich auf den Bildungs-



Gleichheit

erfolg der Kinder auswirken, so etwa schlechte Wohnverhältnisse, prekäre Arbeitsbedingungen etc. Es ist aber auch möglich, dass sich in bestimmten Nationalitätengruppen spezifische Werte und bildungspolitische Kalküls lokalisieren, die für den Bildungserfolg der Kinder von Belang sind. Und last but not least ist es immer noch möglich, dass bestimmte Nationalitätengruppen bestimmten Diskriminierungsprozessen ausgesetzt sind. Doch im Rahmen dieser knappen Analyse lässt sich diese Frage nicht beantworten.

Wie auch immer: Der Befund muss uns aufhorchen und nach Mitteln suchen lassen, um Gegenstrategien zu entwickeln, damit sich nicht eine Gruppe von Benachteiligten verfestigt, die mit dem Gefühl leben muss, in dieser Gesellschaft keine Chancen zu haben. Bereits jetzt verhalten sich auffällig viele männliche Jugendliche aus dem südosteuropäischen Raum sozial auffällig (siehe z.B. Riedi und Haab, 2006). Die Vermutung liegt nahe, dass ihnen diese Gesellschaft bedeutend weniger Lebensperspektiven bietet als anderen, und dass viele dieser Jugendlichen deshalb ein No-Future-Gefühl entwickeln.

Zur Reproduktion sozialer Ungleichheit

Beim Zustandekommen des generell schlechteren Bildungsstatus von Kindern aus dem unteren sozio-ökonomischen Bereich und zusätzlich aus bestimmten Immigrationsräumen spielt die Bildungsinstitution selbst natürlich eine wesentliche Rolle. Sie ›verwaltet‹ ja den Zugang zum Bildungsstatus und weist so den Bildungsstatus zu. Nicht ohne Grund spricht man neben der Qualifikationsfunktion auch von der Allokationsfunktion der Bildungsinstitution. Die Frage ist nun allerdings, nach welchen Prinzipien diese Statuszuweisung erfolgt. Die Literatur zur Bildungsforschung ist voll von Belegen, wonach individuelle Leistung nur in sehr bescheidenem Mass für den Bildungserfolg verantwortlich ist. »Zufälle und vor allem Privilegien führen immer wieder zu dramatischen Abweichungen vom Leistungsprinzip, auf das die Schule so viel Wert legt«, schreibt der Bildungsforscher Kronig (2005).

In den 1960er- und 1970er-Jahren wurden diese Tatbestände intensiv diskutiert. Dann nahm das Interesse an diesen Fragen eher ab. Erst seit den PISA-Studien wird wieder debattiert, welche Rolle das Bildungssystem im Hinblick auf die soziale Reproduktion unserer Gesellschaft spielt. Zwar ging es in den von der OECD initiierten PISA-Studien eigentlich darum, die Leistungsfähigkeit der einzelnen nationalen Bildungssysteme zu vergleichen. Aufgrund der guten Datenlage wurde es aber auch möglich, andere Fragen wie etwa die nach der sozialen Reproduktion zu stellen. Wie sieht es nun damit aus?



Gleichheit

Eine klare Beziehung zwischen der Leistung und der sozialen Herkunft der Jugendlichen ist in allen Ländern feststellbar. Aber in der Schweiz ist dieser Zusammenhang besonders gross. Was läuft hier anders? Offenbar ist es so, dass bei uns ein vergleichsweise hoher Anteil an Kindern mehreren Risikofaktoren gleichzeitig ausgesetzt ist (Coradi Vellacott, Hollenweger, Nicolet & Wolter, 2003). Diese Kinder sind arm, sozial benachteiligt und stammen aus bildungsfernen Familien, die sich noch nicht lange in der Schweiz aufhalten. Am bedeutendsten aber ist der Befund, dass die Lehrpersonen dieser Kinder systematisch deren Leistungspotential unterschätzen⁶. »In selektiven Schulsystemen ohne lehrerunabhängige Leistungsmessung werden meist nicht die leistungsstärksten Kinder in die prestigereichsten Schultypen eingeteilt, sondern viel eher Kinder aus Familien mit dem entsprechenden sozialen, kulturellen und ökonomischen Kapital. Sowohl die Erfahrungen in Deutschland, den Niederlanden und der Schweiz – also Ländern mit eher segregierten, stark differenzierten Bildungssystemen – zeigten, dass schulische Selektionsprozesse fast zwangsläufig sozial gefärbt sind« (Hollenweger, 2005). Von besonderer Bedeutung sind dabei die Selektionsmechanismen am Ende der Primarschule. Genau so, wie in den 1960er-Jahren den Kindern von Fremdarbeitern aus Italien und Spanien keine grosse schulische Leistungsfähigkeit attestiert wurde, geht es heute offenbar den Kindern der »neuen« Immigrationsgruppen.

Von noch grösserer Relevanz im Hinblick auf die Reproduktion der sozialen Schichtung sind jedoch die Mechanismen, die innerhalb der Familien greifen. Die Bildungsinstitution übernimmt die Kinder ja nicht als quasi unbeschriebene Blätter. Vielmehr verfügen diese, wenn sie in die erste Klasse kommen, bereits über bestimmte soziale Fertigkeiten, motivationale Ressourcen und kognitive Fähigkeiten. Das zentrale Lebensfeld von Kindern in der frühen Lebensphase ist natürlich die Familie, die einen prägenden Einfluss auf ihre Entwicklung hat⁷. Verfügen die Familien über ein grosses kulturelles und soziales Kapital, werden die Kinder vielfältig stimuliert. Wachsen die Kinder hingegen in Armut auf, sind sie oft sozialem und psychischem Stress ausgeliefert, der sich nachhaltig negativ auf ihre Entwicklung auswirkt.

Die bestehende Ungleichheit in der so genannten Leistungsgesellschaft legitimiert sich stark über den Bildungserfolg. Dieser Bildungserfolg ist aber, wie wir gesehen haben, stark abhängig von der sozialen Herkunft der Kinder und Jugendlichen. Wenn dieser Mechanismus durchbrochen werden soll, sind kombinierte Strategien angesagt. Zuerst müssen die materiellen Defizite der Familien bearbeitet werden, am besten und nachhaltigsten natürlich an der Wurzel. Die Erwerbsarbeit muss derart



Gleichheit

gestaltet sein, dass ein Erwerbseinkommen (allenfalls auch auf zwei Erwachsene aufgeteilt) einer ganzen Familie ermöglicht, ein gutes Leben zu führen. Kurzfristig braucht es bedarfsorientierte Ergänzungsleistungen, damit Familien nicht länger armutsbetroffen sind. Im Sinne einer ersten Konkretisierung liegt im Kanton Zürich die Volksinitiative ›Chancen für Kinder‹ (www.chancen-fuer-kinder.ch) vor, die die Einführung von Ergänzungsleistungen für arme Familien fordert. Im Frühling 2007 wird darüber abgestimmt.

Neben der Sicherung der materiellen Ressourcen muss aber auch daran gedacht werden, die Sozialisationsleistungen der Familien zu stärken. Dazu gehört an allererster Stelle der qualitative und quantitative Ausbau der familienergänzenden Kinderbetreuung. Die entsprechenden Strukturen vermögen zu einem guten Teil, die ungleichen kulturellen und sozialen Ressourcen der Herkunftsfamilien der Kinder zu kompensieren. Bedingung ist allerdings, dass diese Betreuungsstrukturen professionell geführt werden und nicht einfach als ›Abstellmöglichkeit‹ für die Kinder gedacht sind. Hier ist noch einiges zu tun, zumindest im Kanton Zürich. Im Durchschnitt bieten die Zürcher Gemeinden lediglich für jedes zehnte Kind einen Betreuungsplatz an (Fachstelle für Gleichberechtigungsfragen des Kantons Zürich, 2004). Man muss also von einer eklatanten Unterversorgung sprechen. Es ist nicht anzunehmen, dass dies für den Rest der Schweiz viel anders aussieht. Zahlen aus einem Nationalfondsprojekt (Infras, Mecop Università Svizzera Italiana & Tassinari Beratungen, 2005) sprechen von 50'000 Vollzeit-Krippenplätzen, die geschaffen werden müssten, um die Nachfrage zu decken.

Über die Teilnahme verschiedener sozialer Gruppen an den Einrichtungen der familienergänzenden Betreuung liegen für die Schweiz keine repräsentativen Daten vor. Lanfranchi (2002) untersuchte aber in drei Schweizer Städten die Situation der 4-Jährigen. Dabei stellte er fest, dass über 70 Prozent aller Schweizer Kinder familienergänzende Einrichtungen in irgendeiner Form in Anspruch nehmen, hingegen nur 50 Prozent aller Kinder mit Migrationshintergrund. Wichtig ist das insofern, als Kinder, die ausschliesslich im Kreis der eigenen Familie aufwachsen, später – zu Beginn ihrer Schulkarriere – von den Lehrpersonen betreffend ihrer kognitiven, sprachlichen und sozialen Fähigkeiten schlechter beurteilt werden als Kinder, die an familienergänzenden Strukturen teilnehmen. Die Letzteren bewältigen den Übergang in die Schule signifikant besser als Kinder, die keine solche Betreuung erfahren haben.

Die Gründe für die tiefere Partizipation von Kindern mit Migrationshintergrund liegen primär in den ökonomischen Barrieren: In allen Betreuungseinrichtungen müssen sich die Eltern an den Kosten beteiligen.



Gleichheit

Angesichts der Knappheit gerade auch an subventionierten Plätzen können Eltern mit wenig Geld nicht auf private Anbieter ausweichen. In der Folge bleiben viele Kinder während der berufsbedingten Abwesenheit ihrer Eltern unbetreut (Marie-Meienhofer-Institut für das Kind, 2002). Das ist gerade bei Kindern aus dem Raum Ex-Jugoslawien/Türkei besonders gravierend: Wie die Analyse der Volkszählungsdaten zeigen, gibt es unter den bis 6-Jährigen überproportional viele Kinder, bei denen beide Eltern voll berufstätig sind (Gurny & Nef, 2005).

Im Sinne einer Schlussbemerkung noch dies: Eine Strategie, die materielle Leistungen und unentgeltliche, qualitativ hoch stehende Dienstleistungen in Form gut ausgebauter ausserfamiliärer Betreuungsstrukturen kombiniert, kostet Geld. Folglich müssten Überlegungen zur allfälligen Umverteilung vorhandener Mittel gemacht werden. Falls diese Gesellschaft es ernst meint mit Chancengleichheit und Gerechtigkeit, müssten mehr Mittel als bisher in die jungen Familien, insbesondere zu den kleinen Kindern fließen.

Anmerkungen

- 1 TREE ist in der Schweiz die erste nationale Längsschnittuntersuchung zum Übergang Jugendlicher von der Schule ins Erwachsenenleben. Im Zentrum der Untersuchung stehen die Ausbildungs- und Erwerbsverläufe nach Austritt aus der obligatorischen Schule. Die national und sprachregional repräsentative Stichprobe umfasst rund 6'000 Jugendliche, die im Jahr 2000 am Projekt PISA (Programme for International Student Assessment) teilnahmen und im selben Jahr aus der obligatorischen Schulpflicht entlassen wurden. Im Rahmen von TREE wurden in einer ersten Phase bis 2003 drei (jährliche) Nachbefragungen durchgeführt. Dabei wurden die Ausbildungs- und Erwerbsverläufe der Befragten an der Schnittstelle zwischen obligatorischer Schule und Sekundarstufe II detailliert erfasst. Im Fokus dieser ersten Phase stehen Entstehungsbedingungen, Prozessmerkmale und Wirkungen von so genannt irregulären oder kritischen Ausbildungsverläufen, insbesondere des frühzeitigen Ausstiegs aus der Bildungslaufbahn (Jugendliche, die ohne Abschluss einer mehrjährigen nachobligatorischen Ausbildung bleiben). In der zweiten Phase von TREE (vier weitere jährliche Nachbefragungen zwischen 2004 und 2007) steht die so genannte zweite Schwelle im Zentrum der Untersuchung, das heisst der Übertritt von einer Ausbildung der Sekundarstufe II (Lehre, Gymnasium, Diplommittelschule, etc.) ins Erwerbsleben oder in eine weiter führende Tertiärausbildung.
- 2 Der ausführliche Bericht ist ab Ende 2006 unter www.hssaz.ch, Rubrik Forschung und Entwicklung, abrufbar.



Gleichheit

- 3 Die Zuordnung der Haushalte zu den Jugendlichen erfolgt aufgrund des zivilrechtlichen Wohnsitzes.
- 4 Bei der analysierten Altersgruppe der 17- bis 19-Jährigen kann davon ausgegangen werden, dass die Sekundarstufe I trotz allfälliger Repetitionen oder Zusatzjahre abgeschlossen ist. Es wäre natürlich noch aussagekräftiger, eine etwas ältere Gruppe zu analysieren, nur wohnen dann bereits viele Söhne und Töchter nicht mehr im elterlichen Haushalt. Damit entfällt die Möglichkeit, den Zusammenhang zwischen elterlichem Milieu und Bildungserfolg der Jugendlichen mittels Volkszählungsdaten zu analysieren.
- 5 Dieser an sich positive Tatbestand muss allerdings sofort relativiert werden: Die Volkszählungsdaten erlauben nicht, innerhalb der so genannten mittleren Bildungsstufe nach dem Anspruchsniveau der Berufslehre zu differenzieren.
- 6 Auf diesen Faktor haben wir schon in der Studie ›Jahrgang 1963‹ hinweisen, in der es um die Frage ging, wie erfolgreich sich der Übergang von der Schule ins Erwerbsleben bei jungen Italiener/innen und Spanier/innen gestaltete (Gurny, Cassee & Hauser, 1983).
- 7 siehe dazu für die Schweiz neueste Studien, die im Rahmen des Nationalen Forschungsprogrammes 52 ›Intergenerationelle Beziehungen‹ entstanden sind: (Falter, 2005), (Riphan & Bauer, 2005), zitiert nach (NFP 52, 2005).

Literatur

- Bauer, T. & Streuli, E. (2001). Working Poor in der Schweiz. Definition, Deskription, Einflussfaktoren, Datenevaluation. Bundesamt für Statistik, Neuchâtel.
- Bundesamt für Statistik & Erziehungsdirektorenkonferenz (2003). Wege in die nachobligatorische Ausbildung. Die ersten zwei Jahre nach Austritt aus der obligatorischen Schule. Zwischenergebnisse des Jugendlängsschnitts. Bundesamt für Statistik, Neuchâtel.
- Coradi Vellacott, M., Hollenweger, J., Nicolet, M. & Wolter, S. C. (2003). Soziale Integration und Leistungsförderung. Thematischer Bericht der Erhebung PISA 2000. Bundesamt für Statistik, Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren, Neuchâtel.
- Coradi Vellacott, M. & Wolter, S. C. (2005). Chancengerechtigkeit im schweizerischen Bildungswesen. Aarau.
- Fachstelle für Gleichberechtigungsfragen des Kantons Zürich (2004). Kinderbetreuungsindex. Abgerufen am 16.04.2006 vom Internet.
- Falter, M. (2005). Educational attainment in Switzerland: the role of observable and nonobservable family factors. Unpublished manuscript.
- Gurny, R., Cassee, P. & Hauser, H. P. (1983). Jahrgang 1963. Zürich.
- Gurny, R. & Nef, R. (2005). Lebensbedingungen von Kindern im Vorschulalter. Hochschule für Soziale Arbeit Zürich, Zürich.
- Hollenweger, J. (2005). Sozial und erfolgreich? VPOD Bildungspolitik, 143/144, 2005.
- Infras, Mecop Università Svizzera Italiana & Tassinari Beratungen (2005). Wie viele Krippen und Tagesfamilien braucht die Schweiz? Familienergänzende Kinderbetreuung in der Schweiz: Aktuelle und zukünftige Nachfragepotenziale. Schweizerischer Nationalfonds, Zürich.
- Kronig, W. (2005). Irrtümer der Selektion. VPOD Bildungspolitik, 143/144, 2005.
- Lanfranchi, A. (2002). Schulerfolg von Migrationskindern. Die Bedeutung familienergänzender Betreuung im Vorschulalter. Leske + Budrich, Opladen.
- Marie-Meienhofer-Institut für das Kind (2002). Vorschulkinder in der Schweiz. Bildungspolitische Rahmenbedingungen für die Erziehung und Betreuung von kleinen Kindern. Und Kinder, 68.
- Moser, U. & Nottter, P. (2000). Schulische Leistungen im internationalen Vergleich. Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren, Bern.
- NFP 52 ›Von Generation zu Generation‹: Wie die Vererbung von sozialen und ökonomischen Chancen soziale Ungleichheit zementiert. Newsletter 5, 2005.
- OECD (2001). Employment Outlook.
- Riedi, A. M. & Haab, K. (2006). Jugendliche aus dem Balkan: Eine Herausforderung für die Zürcher Jugendhilfe? forthcoming.
- Riphan, R. & Bauer, P. (2005). Heterogeneity in the Intergenerational Transmission of Education Attainment: Evidence on Switzerland Natives and Second Generation Immigrants. Unpublished manuscript.